Ein Verbrechen.

Sensationsroman von Reginald Barnet.

(8. Fortsetzung.)

Frau Stanley wohnte nicht im französischen Quartier und hatte augenscheinlich an diesem Tage nichts darin zu suchen. Es lag nur in ihrem Weg, den sie eifrig weiter verfolgte.

„Wohin mag sie nur gehen?“ dachte der Detectiv, „es ist eine hübsche Entfernung für eine Frau mit so schlechten Schuhen. Sie sehen aus, als ob sie diese Reise hin und zurück schon oft gemacht hätten.“

Mr. Brusel wurde ungeduldig, aber ohne es zu wissen, stand er vor dem Ziel. Die Frau ging über die Straße hinüber nach der Georgestraße, wo sie einbog.

Der Detectiv fühlte sich erleichtert, er hatte schon befürchtet, nach Islington hinausgeführt zu werden. Die Frau blieb vor einem der Häuser von schäbig eleganten Aeußeren stehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf.

„Endlich!“ seufzte Mr. Brusel, notirte sich die Nummer des Hauses und las mit Interesse einen Zettel am Fenster, welcher besagte, daß hier möblirte Zimmer zu haben seien.

Frau Stanley war verschwunden, und der Detectiv mußte sich entscheiden, was er jetzt thun sollte.

Augenscheinlich wohnte die Frau in dem Hause, in das sie eingetreten war: das konnte man aus dem Besitz eines Hausschlüssels schließen. Mr. Brusel hatte also eine Thatsache mit Erfolg festgestellt, aber der schwierigste Theil seiner Aufgabe begann erst jetzt. Daß Frau Stanley, welche früher in Manchester wohnte, nach London gekommen war und in der Georgestraße wohnte, war schon eine wichtige Nachricht, aber es war noch mehr nöthig. Es galt, diejenigen Lebensverhältnisse der Dame auszukundschaften und besonders die Veranlassung zu ihrem Besuche bei Saint Alban.

Der Detectiv war überzeugt, daß er während seiner langen Verfolgung von Frau Stanley nicht bemerkt worden war. Er war ihr vallkommen fremd, und als Fremder konnte er dreist die Gelegenheit benutzen, welche ihm der Zettel am Fenster glücklicher Weise bot, um Zutritt in das Haus zu erhalten.

Mr. Brusels buschige Augenbrauen, sein gutmüthiges, breites Gesicht und sein ganzes Aeußere begünstigten Unternehmungen solcher Art. Er hatte sich bei vielen Gelegenheiten für einen Handelsreisenden ausgegeben und verstand es, diese Rolle vortrefflich zu spielen. Er beschloß daher, wenn nöthig, auch jetzt wieder als solcher aufzutreten. Er schritt über die Straße und ging in das Haus; ein kleines Mädchen erschien an der Thüre.

„Hier sind Zimmer zu vermiethen,“ sagte der Detektiv, „kann ich sie sehen?“

Das Mädchen rief in die unterirdischen Regionen hinab, seiner Mutter zu, ein Herr sei gekommen wegen der Zimmer.

Hierauf erschien eine Frau, ebenso schmutzig und ungekämmt, wie das Mädchen.

„Was für Zimmer wünschen Sie, mein Herr?“ fragte sie, Mr. Brusel scharf ansehend. Sie musterte die äußere Erscheinung und Kleidung dieses Herrn mit erfahrenem Blick.

„Das kann ich nicht gut sagen,“ erwiderte der Detektiv, „was haben Sie für Zimmer?“

„Ein Wohnzimmer nach vorn mit einem Schlafzimmer nach dem Hof im ersten Stock, welche zusammen vermiethet werden, und ein kleines Zimmer ganz oben.“

„Das könnte passen, glaube ich,“ erwiderte Mr. Brusel, nachdem er anscheinend sorgfältig überlegt hatte. „Die Sache ist die,“ fuhr er fort, „ich brauche die Zimmer nicht für mich selbst, ich suche sie für zwei Freunde, für zwei junge Herren, welche vom Lande kommen, um in der City in ein Geschäft einzutreten. Diese Gegend würde passen, besonders, weil ein Stadtbahnhof in der Nähe liegt.“

„Haben Sie zwei Schlafzimmer oder eins nöthig?“

„Zwei,“ log Mr. Brusel; „meine Freunde möchten nicht gern in einem Zimmer schlafen, aber ich glaube, der Eine von ihnen würde nichts dagegen haben, nach oben zu ziehen.“

„Es wird besser sein, wenn Sie sehen, ob die Zimmer für Sie passen,“ erwiderte die Frau und lud den Detectiv ein, näher zu treten.

Während der Besichtigung der nothdürftig möblirten und schlecht gehaltenen Zimmer im ersten Stock, wobei Mr. Brusel die innere Einrichtung des Hauses genau beobachtete, nahm er eine ernste, geschäftliche Miene an und suchte sich auch mit dem herrschenden Genius des Haushalts näher bekannt zu machen.

„Sehr hübsche Zimmer,“ sagte er, „wirklich sehr hübsche Zimmer, gerade wie sie meine Freunde nöthig haben. Es sind ganz junge und sehr ordentliche Leute, Madame, und ich glaube sicher, Sie werden nicht über sie zu klagen haben. Wenn wir über den Preis einig werden, so werde ich ihnen sofort schreiben, daß ich ein hübsches, bequemes Nest für sie gefunden habe.“

„Zu wann sind die Zimmer nöthig?“ fragte die Frau.

„Zur nächsten Woche,“ erwiderte Mr. Brusel. „Aber ehe ich mich entscheide, möchte ich gern noch das andere Zimmer sehen. Ein Schlafzimmer ist eine wichtige Sache, Madame, besonders für junge Leute vom Lande, welche an frische Luft und Licht gewöhnt sind.“

Es waren zwei Dachzimmer da, die Thüre des einen war geschlossen, während die des anderen offen stand.

„Ich wette meinen letzten Pfennig,“ dachte Mr Brusel, als er mit der Wirthin hinaufstieg, „daß unsere Freundin, Frau Stanley, hier und zwar in diesem Zimmer wohnt. Jedenfalls ist jemand darin, denn ich höre Geräusch.“

Ungeachtet seiner brennenden Neugierde folgte er aber höflich seiner Führerin in das andere, leere Zimmer, welches er mit derselben Aufmerksamkeit betrachtete, wie die uuteren beiden. Aber dieses Mal schüttelte der Detektiv zweifelnd den Kopf.

„Schlimm,“ bemerkte er, „ich fürchte, das verdirbt alles. Das Fenster geht nach dem Hof hinaus, und die dicke Wand da läßt kein Licht herein; das wird für meine Freuude nicht passen. Wir Londoner sind eher daran gewöhnt und in solchen Kleinigketten nicht so eigen, aber junge Leute vom Lande, Sie wissen, Madame, haben andere Gewohnheiten.“

Die Besitzerin des Hauses sah Mr. Brusel mit enttäuschter Miene an.

„Ja, so ist einmal das Zimmer,“ sagte sie, „ich kann es nicht anders machen.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte der Detektiv höflich. „Es ist ein sehr gutes Zimmer, reinlich und bequem“ — es war ganz das Gegentheil, aber Mr. Brusel hielt sich in Geschäftssachen nicht bei Kleinigkeilen auf — „wenn es für mich wäre, würde ich nichts Besseres verlangen.“

„Wenn dieses Zimmer nicht paßt,“ bemerkte die Dame, auf welche der selbstbewußte Ernst des Detektiv einen günstigen Eindruck machte, „so können die beiden Herren vielleicht mit dem Schlafzimmer unten auskommen? Ich würde noch ein Bett hineinstellen.“

„Das könnte gehen,“ erwiderte Brusel. „Ich will es nicht gerade bestimmt sagen, meine Freunde sind nicht verwandt mit einander, sie sind nur aus derselben Stadt und haben zufällig zu gleicher Zeit eine Anstellung in London gefunden. Ich glaube nicht, daß sie so nahe mit einander bekannt sind, um in einem gemeinschaftlichen Schlafzimmer schlafen zu wollen. Ich kann Ihnen auch sagen, Madame, daß die beiden jungen Herren, von denen ich spreche, in unser Geschäft eintreten, Martin und Compagnie, Drogerie in der Milchstraße. Ich habe die Ehre, das Haus als Reisender zu vertren. Man hat mich gebeten, die Sache zu besorgen. Ich handle nur nach brieflichen Auftrag und muß nach demselben auf zwei Schlafzimmer bestehen.“

Die Wirthin dachte eine Weile nach. Inzwischen fuhr Brusel fort:

„Hier oben ist noch ein anderes Zimmer, das nach der Straße geht?“

„Ja, das anstoßende Zimmer hier, aber es ist nicht zu vermiethen,“ sagte die Frau mißmuthig. „Es ist schon besetzt.“

„Das thut mir leid, dann werde ich wohl anderswo suchen müssen,“ erwiderte Mr. Brusel, „es ist schade, denn gerade in dieser Gegend hätte ich gern eine Wohnung genommen. Ueber den Preis wären wir nicht in Streit gerathen, die Firma ist freigebig und unsere Leute sind im Stande, anständig zu bezahlen. Die einzige Schwierigkeit besteht in diesem Zimmer; ich kann mich nicht entschließen, es zu nehmen. Wenn es wenigstens das andere gewesen wäre, mit der Aussicht nach der Straße und nicht mit dem Blick auf diese dunkle Wand.“

„Nun, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht das Vorderzimmer geben sollte, wenn es nicht anders geht,“ sagte die Frau mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich möchte nicht gern gute Miether verlieren.“

„Aber, ich glaube, Sie sagten mir..“ bemerkte der Detektiv, welcher aus den Blicken der Frau schloß, daß er in's Schwarze getroffen hatte, „ich glaube, Sie sagten....“

„Es sei vermiethet,“ unterbrach ihn die Frau, „das ist richtig, aber es liegt mir nichts daran, die jetzige Mietherin zu behalten. Ich werde sie in dieses Zimmer logiren oder ihr kündigen; es ist mir ganz gleichgiltig.“

Mr. Brusels Augen glänzten vergnügt.

„Das andere Zimmer ist also von einer Dame bewohnt?“ fragte er.

„Dame!“ rief die Frau höhnisch, „ja, das ist eine hübsche Dame!“

„Es würde mir sehr leid thun, eine Dame zu stören,“ sagte der Detektiv galant, „aber wenn sie in diesem Augenblick nicht zu Hause ist, so würde es nicht schaden, wenn ich einen Blick in das Zimmer werfen könnte.“

„Sie ist zu Hause, aber das schadet nichts, wenn Sie das Zimmer sehen wollen.“

„O nein!“ erwiderte Mr. Brusel, „ich würde das Zimmer natürlich gern gesehen haben, aber unter diesen Umständen geht es doch nicht, daß....“

„O, daran ist nichts gelegen,“ unterbrach ihn die Wirthin, „das werde ich schon besorgen.“

„Aber wird die Dame das nicht unhöflich finden? Wird sie nicht Einwendungen machen?

„Einwendungen machen? Das möchte ich einmal sehen! Kommen Sie nur, mein Herr, Sie sollen das Zimmer sehen.“

Mit geheucheltem Zartgefühl folgte Mister Brusel zögernd der Wirthin, welche sich augenscheinlich in eine gewisse Entrüstung hineingearbeitet hatte, wie sie bei Leuten ihrer Art nicht ungewöhnlich ist, wenn es sich um Geldangelegenheiten handelt.

Die Frau klopfte an die verschlossene Thüre des Zimmers.

„Frau Stanley!“ rief sie, „Frau Stanley!“

„Richtig, sie ist's! Das dachte ich mir!“ sagte Mr. Bruse triumphirend zu sich selbst.

21.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, auf der Schwelle erschien die Frau mit dem abgehärmten Gesicht, welche an Saint Albans Haus die Glocke gezogen hatte.

Beim Anblick des hochgewachsenen Detektivs, welcher neben der Wirthin stand, schien die Fremde zu erschrecken und machte eine Bewegung als ob sie sich in ihr Zimmer zurückziehen wollte. Die Wirthin jedoch verhinderte dies.

„Nein, nein, schließen Sie sich jetzt nicht ein,“ sagte sie scharf, „ich habe Sie nicht deswegen gerufen. Hier ist ein Herr, der das Zimmer sehen will.“

„Aber Frau Kelley!“ begann die Frau in bittendem Tone.

„Thun Sie, was ich Ihnen sage. Ich habe genug mit Ihrer Frau Kelley! Dieser Herr will das Zimmer sehen. Ich glaube, Jeder kann mit seinem Eigenthum machen, was er will! Bezahlen Sie, was Sie mir schuldig sind, und dann können Sie mir die Thüre vor der Nase zuschlagen. Aber so lange das nicht geschehen ist, gehört das Zimmer mir.“

„Aber ich werde Sie ehrlich bezahlen,“ sagte die Mietherin bescheiden, „geben Sie mir nur noch etwas Zeit.“

„Zeit?“ rief Frau Kelley höhnisch, „Zeit! Nicht übel! Das erzählen Sie mir schon den ganzen Monat! Kann ich davon leben mit meinen Kindern und meinem Manne, der nur zwei Tage in der Woche Arbeit hat? Kann ich davon Steuern und Zinsen bezahlen? Sie haben mir versprochen, das Geld heute bereit zu halten, wo ist es?“

„Ich habe es noch nicht bekommen, obgleich ich mir alle Mühe gab.“

„Mühe gab? Und das soll ich glauben? Das thue ich nicht! Jetzt bietet sich mir eine Gelegenheit, das Zimmer zu vermiethen, und ich werde es vermiethen. Dieser Herr will es nehmen.“

Mr. Brusel hielt den Augenblick für geeignet, sich einzumischen.

„Es thut mir in der That sehr leid,“ bemerkte er zu Frau Stanley, „die unschuldige Ursache dieser Störung zu sein bitte, entschuldigen Sie mich.“

Verletzt durch diese Vorwürfe in Gegenwart eines Fremden, gab die Frau keine Antwort.

Inzwischen hatte der Detektiv Frau Stanley genau beobachtet.

Er bemerkte, wie peinlich ihr das grobe Benehmen der Vermietherin war, und daß sie dieselbe augenscheinlich fürchtete. Dies schien seinen Plänen förderlich zu sein. Es war ein günstiger Zufall, daß Frau Stanley sich in schlechten Verhältnissen befand.

Frau Kelley zeigte dagegen keine Absicht, sich ihrer Mietherin gegenüber zu mäßigen.

„Wollen Sie gefälligst eintreten, mein Herr, wenn Sie dieses Zimmer sehen wollen,“ sagte sie zu Mr. Brusel. „Ich glaube, es sieht jetzt schlecht aus, aber das kann alles schnell geändert werden.“

Die Wirthin trat entschlossen ein, Frau Stanley wagte keinen Widerstand und sah betrübt zur Erde. Der Detectiv hielt es nicht für passend, die Einladung noch länger abzulehnen, und folgte in das Zimmer.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Madame,“ sagte er entschuldigend zu Frau Stanley; „nur einen Blick möchte ich in das Zimmer werfen und werde Sie so wenig als möglich stören.“

Für einen Mann von solchem Zartgefühl zeigte Mister Brusel indeß nicht zu viel Schüchternheit, auch übereilte er sich durchaus nicht.

Der „einzige Blick“, von dem er gesprochen, bedeutete eine genaue Besichtigung. Er bemerkte, daß das Zimmer armselig möblirt war, ebenso wie die anderen und daß es sich in sehr schmutzigem un unordentlichen Zustand befand. Das Zimmer diente als Schlafzimmer und außerdem noch zu allen möglichen Zwecken. Frau Stanley wohnte, speiste und arbeitete darin, wie man aus einer Anzahl künstlicher Blumen schließen konnte, welche umherlagen.

Auch Teller und Tassen standen umher, sowie ein Stück Käse, eine Zwiebel und andere Ueberbleibsel einer sehr frugalen Mahlzeit.

Aber mehr als von diesen Anzeichen eines verzweifelten Kampfes mit der Noth wurde das Interesse von Mr. Brusel durch etwas Anderes in Anspruch genommen.

Auf einem Arbeitstisch beim Fenster stand ein Schreibzeug, inmitten von künstlichen Blumen, Nadeln, Lappen und verschiedenen anderen Sachen. Daneben lagen einige Bogen Schreibpapier.

Frau Stanley hatte sich offenbar mit Briefschreiben beschäftigt; der Brief lag zur Absendung fertig auf dem Tische.

Unter dem Vorwand, sich zu überzeugen, ob das Fenster nach der Straße gehe, trat Mister Brusel nachlässig an den Tisch, hielt aber dabei seine scharfen Augen bereit, um die Adresse des Briefes zu lesen.

Seine Bewegungen waren so natürlich, daß weder Frau Kelley, noch Frau Stanley auf ihn achteten. Mit einem Blick las der Detectiv die Adresse; sie lautete an Jakob Stanley, im Gefängniß zu Dartmor.

Mr. Brusel empfand eine starke Neigung, jenes leise Pfeifen hören zu lassen, durch welches er gewöhnlich seine Ueberraschung ausdrückte, aber er besann sich noch zur rechten Zeit.

„Würde dieses Zimmer besser passen?“ fragte Frau Kelley.

Der Detectiv wandte sich unbefangen und mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit um, der seinem Gesicht mit den buschigen Augenbrauen so wohl stand.

„Dieses Zimmer paßt recht gut,“ erwiderte er, „es ist größer und das Licht ist vortrefflich. Aber ich kann nicht daran denken, diese Dame desselben zu berauben; meine Freunde würden das niemals zugeben, davon bin ich überzeugt. Ich sehe, Madame,“ fuhr er fort, indem er sich an Frau Stanley wandte und dadurch die Wirthin verhinderte, zu sprechen, wie es ihre Absicht zu sein schien, „daß Sie in künstlichen Blumen arbeiten. Ich stand früher selbst mit einem Blumengeschäft in Verbindung. Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie nach der Firma fragte, für die Sie beschäftigt sind?“

Die Frau erröthete und nannte einige Firmen.

„Ah, diese Firmen kenne ich sehr gut,“ erwiderte Brusel, ohne zu erröthen, obgleich er die Namen zum ersten Male hörte. „Ich fragte deshalb, weil ich selbst Kaufmann bin und Ihnen vielleicht nützlich sein könnte.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr,“ sagte Frau Stanley, „Sie sind sehr gütig! Aber ich kann nur sehr unregelmäßig arbeiten, ich bin nicht darauf allein angewiesen, um davon zu leben.“

„Dann werden Sie meine Frage entschuldigen,“ sagte der Detectiv, welcher erreicht hatte, was er wollte, „und ich bitte nochmals, die Störung zu entschuldigen, die ich Ihnen verursacht habe.“

„Es ist also abgemacht, mein Herr, mit den Zimmern?“ fragte in diesem Augenblick Frau Kelley, welche bei diesem, ihr sehr überflüssig scheinenden Aufwand von Höflichkeit ärgerlich zu werden begann. „Sie werden sie also nehmen?“

„Ich werde noch heute an meine Freunde schreiben, das heißt, wenn wir über die Bedingungen einig werden. Aber wir können das besser unten abmachen, ohne diese Dame länger zu stören. Wenn ich es irgendwie anders möglich machen kann,“ fügte der Detectiv hinzu, „so werden Sie nicht genöthigt werden, Ihr Zimmer aufzugeben. Ich denke, wir werden noch eine andere Einrichtung treffen können.“

Mr. Brusel sagte Frau Stanley höflich Adieu und verließ die Dachstube, begleitet von Frau Kelley, die noch immer dasselbe mißmuthige Gesicht machte.

Als sie das leere Zimmer im ersten Stock wieder betraten, fragte der Detectiv plötzlich die Wirthin:

„Ich glaube, ich habe Ihre Mietherin schon früher einmal gesehen, wer ist sie denn?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ erwiderte die Frau, „sie wohnt schon einige Monate bei mir. Anfangs schien sie flott bei Geld zu sein und hatte ein besonderes Wohnzimmer. Dann hörte das Geld auf, und aus Gutmüthigkeit ließ ich ihr das Zimmer, in dem sie jetzt wohnt, auf ihr Versprechen, daß sie alles bezahlen werde. Mit ihrer Arbeit verdient sie nur wenige Schillinge die Woche und jetzt schuldet sie mir schon die Miethe für einen Monat. Das ist alles, was ich von ihr weiß.“

„Hm,“ flüsterte Mr. Brusel, „das ist merkwürdig; ihr Gesicht kam mir so bekannt vor, aber vielleicht habe ich mich geirrt. Sie müssen ihr nichts davon sagen. Und was nun diesen Punkt betrifft,“ fuhr er fort, nachdem er Alles erfahren hatte, was er bei dieser Gelegenheit erwarten konnte und jetzt nur wegzukommen wünschte, „so habe ich mich anders besonnen über das Zimmer oben. Ihre Mietherin ist arm, vielleicht aber ehrenwerth, und es ist nicht recht, Leute, die sich in Noth befinden, zu drücken. Ich kann nicht daran denken, sie aus ihrem Zimmer zu verdrängen, und ich hoffe, Sie werden nicht so grausam sein.“

„Grausam?“ erwiderte Frau Kelley, „es scheint mir eher, daß ich viel zu nachsichtig und gutmüthig gewesen bin! Glauben Sie etwa, eine arme Frau mit einer Familie, wie ich, könne ihre Zimmer an Leute vermiethen, welche nicht dafür bezahlen?“

„Aber sie wird das Geld gewiß auftreiben, darauf können Sie mein Wort nehmen. Lassen Sie ihr nur die Möglichkeit dazu und warten Sie nur noch ein wenig länger. Ich glaube, das wird nicht viel ausmachen. Das andere Zimmer wäre geeignet für meine Freunde. Wie viel verlangen Sie für drei?“ fragte Mr. Brusel, entschlossen, seine Rolle bis zum letzten Augenblick weiter zu spielen.

„Nun, das Wohnzimmer hier kostet mit dem Schlafzimmer zusammen wöchentlich zwei Pfund, mit Einschluß der Bedienung und das Zimmer oben kann ich für sechs Schilling lassen, das der Frau Stanley würde sieben und einen halben Schilling kosten. Ist Ihnen das zu viel?“

„Nein,“ erwidert Brusel, „die Bedingungen scheinen mir annehmbar zu sein, aber ich habe mir einmal vorgenommen, Frau Stanley nicht zu stören, und das werde ich in keinem Fall thun. In zwei oder drei Tagen werden Sie Weiteres von mir hören.“

Der Detectiv verließ zufrieden das Haus in der Georgstraße.

Aber er wandte sich nicht nach der Richtung von Johnsons Hotel, wo sein Freund, Sergeant Power zu finden war, sondern stieg in den Omnibus nach Westminster. Augenscheinlich hatte Mr. Brusel noch etwas zu besorgen.

Der Omnibus brachte ihn an Scotland Yard vorüber, aber noch ehe er diesen Punkt erreicht hatte, stieg er aus und begab sich zu Fuß in das Polizeigebäude.

Er trat in eins der Geschäftszimmer und sprach mit einem Beamten.

Dieser brachte ihm mehrere Bücher mit Verzeichniß herbei. Brusel blätterte eifrig in denselben.

„Hier ist es!“ sagte er endlich triumphirend, indem er den Finger auf eines der Papiere legte, das er eben eifrig durchgelesen hatte.

„Jakob Stanley, dreiundvierzig Jahre alt, verurtheilt am 20. März 1887 als Theilnehmer an dem Todtschlag des Waldhüters Mark Simmons. Früher einmal verurtheilt, und zwar im Jahre 1886 wegen Diebstahl bei einem Wettrennen.“

Dieses Document, das Mr. Brusel vorlas, enthielt genügende Angaben über die Laufbahn des Verbrechers; bei demselben befand sich eine Photographie desselben.

Nach dem Bericht schien es, daß Jakob Stanley von Geburt ein Zigeuner war—einer von dem geheimnißvollen Stamm, über dessen Ursprung noch immer gestritten wird.

So viel auf der Polizei bekannt war, hatte Jakob Stanley nach Verbüßung seiner ersten Gefängnißstrafe sein unstätes Leben aufgegeben, sich in Manchester niedergelassen und dort ehrliche Arbeit gefunden.

Seine zweite Verurtheilung wegen Theilnahme an dem mörderischen Ueberfall auf einen Waldhüter Namens Mark Simmons lautete auf sieben Jahre

Nach beendigtem Studium dieser officiellen Biographie begann der Detectiv nachzudenken.

„Eine hübsche Geschichte!“ sagte er zu sich. „Das sind die richtigen Leute, daran kann kein Zweifel sein, und das ist eine ganz nette Entdeckung! So, mein guter Freund, Mr. Saint Alban, mein hoher und mächtiger Herr, Sie haben also geheime Verbindungen mit Sträflingen und ihren Frauen? Nun, dieser Bursche muß schon als Dieb verurtheilt gewesen sein, als die Geschichte mit Power vorfiel. Ich möchte wissen, ob der Sergeant davon wußte, und ob die Vertheidigung diesen wichtigen Umstand zu benutzen verstand? Wahrscheinlich wußten sie nichts davon. Aber nach dieser Entdeckung sieht die Sache doch sehr seltsam aus. Das ist ein Fall für den Chef. Ich muß ihm denselben vortragen und ihn bitten, uns zu helfen; ohne ihn werden wir nicht fertig.“

Mr. Brusel erkundigte sich, wo er den Chef finden könne.

„Er ist vor einer Stunde weggegangen,“ war die Antwort.

„Das ist schlimm!“ murmelte der Detektiv, „doch gleichviel, ich muß mich dazu entschließen, ihn zu Hause zu stören. Die Sache ist von ungeheurer Wichtigkeit und wir dürfen keine Zeit verlieren. Also zu ihm! Thut mir leid, daß ich Power warten lassen muß! Aber diese Sache muß sofort besorgt werden, ich muß mit dem Chef sprechen und seine Meinung hören. Er ist der Mann, den wir brauchen, und so wie ich ihn kenne, wird er nicht zu mir sagen, ich sei ein Narr und solle mich packen.“

Mr. Brusel war für gewöhnlich ein sparsamer Mann, eine Droschke war für ihn ein Luxus, welchen er mit seinen langen Beinen verachtete, aber bei dieser Gelegenheit schien ihm eine kleine Ausschweifung gerechtfertigt zu sein.

So bestieg er eine Droschke, nachdem er Scotland Yard verlassen hatte, und befahl dem Kutscher, ihn sofort nach Kensington zu fahren.

Einen Tag nach dem Besuch, den er Saint Albans Haus in der Dangerfieldstraße gewidmet hatte, erschienen drei Personen in Scotland Yard. Sie warteten in einem der Vorzimmer, bis sie vom Chef vorgelassen wurden, welcher für den Augenblick mit einer dringenden Angelegenheit beschäftigt war.

Eine dieser Personen war der Detektiv Brusel, die zweite Robert Power und die dritte war nicht nnr Scotland Yard ganz fremd, sondern auch ein Ausländer, wie man an dem Aussehen und an der Kleidung desselben erkennen konnte.

Es war ein älterer Herr, aber kräftig und stämmig gebaut, der sich augenscheinlich guter Gesundheit erfreute. Sein eisengrauer Schnurr- und Kinnbart gaben ihm ein militärisches Aussehen, welches durch das Band in einem Knopfloch seines Rockes noch verstärkt wurde, das ihn als einen Officier der Ehrenlegion erkenntlich machte. Während er sprach, war es deutlich erkennbar, daß der Gegenstand des Gespräches von höchstem Interesse für ihn war und seine energische Entrüstung hervorrief. Die Unterhaltung zwischen den drei Männern wurde in französischer Sprache geführt.

„Nun, Monsieur,“ sagte Mr. Brusel zu dem Fremden, „es freut mich, daß Sie gekommen sind. Verlassen Sie sich darauf, wir werden unser Bestes thun, und der Chef, den Sie sogleich sprechen werden, wird uns dabei unterstützen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; ich hatte nicht erwartet, hier so gute Freunde zu finden, als ich die schreckliche Nachricht erhielt. O, mon Dieu! mon Dieu! Es ist barbarisch, eine Anklage so entsetzlicher Art gegen ein unschuldiges Mädchen zu richten! Wie sollte Charlotte ein Verbrechen begehen? Sie könnten eben so gut Ihren Prinzen von Wales oder Ihre Königin Victoria anklagen!“

„Sowohl mein Frund als ich selbst sind vollkommen von Mademoiselle Duviviers Unschuld überzeugt,“ sagte Sergeant Power, „man braucht sie nur anzusehen, um dessen sicher zu sein.“

„Ach, das arme Kind! Welche Qualen muß es ausstehen! Warum bin ich nicht an ihrer Seite, um sie zu trösten und ihr zu sagen, daß der alte Onkel, der sie anbetet, hier ist, um sie gegen die Schurken zu vertheidigen, welche sie mit Schande beladen wollen!“

„Sie werden sie sehen, und zwar sehr bald, wie ich hoffe,“ sagte Robert Power, gerührt von dem Schmerz des alten Herrn. „Inzwischen, Monsieur Duvivier, haben Sie klug daran gethan, daß Sie zu mir gekommen sind, anstatt direkt nach Sandbank zu gehen.“

„Als ich Ihr Telegramm erhielt und das des guten Sir John Hunter,“ erwiderte Duvivier,“ eilte ich sofort von Rouen hierher. Wie Sie wissen, bin ich diesen Morgen in London angekommen. Sie hatten mir Ihre Adresse gegeben und so hielt ich es für das Beste, Sie aufzusuchen, um von Ihnen selbst Alles zu erfahren, was vorgefallen war. O, mon Dieu! Niemals in meinem Leben ist mir etwas so Schreckliches widerfahren!“

„Es ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte Mr. Brusel, „aber verlieren Sie nicht den Muth, Monsieur; es wird alles mit der Zeit ins richtige Geleis kommen. Wir verurtheilen hier zu Lande keine unschuldigen Leute.“

„Wir dürfen nicht das Geringste versäumen!“ rief Monsieur Duvivier. „Dieser Herr hier,“ er deutete auf Sergeant Power, „hat mir erklärt, daß in Folge irgend eines grausamen Zufalls der Anschein stark gegen meine Charlotte spricht. Ich kann es nicht begreifen, aber das Geheimniß muß aufgeklärt werden! Mein Vermögen steht für diesen Zweck zur Verfügung der Gerechtigkeit. Tausend Franken, zwanzigtausend, mein ganzes Vermögen will ich opfern, wenn nur meine Nichte schnell aus ihrer schrecklichen Lage befreit werden kann.“

„Nun ja, Geld ist auch nicht zu verachten,“ sagte der praktische Mr. Brusel, „und sicherlich werden wir etwas davon nöthig haben, ehe wir mit dieser Sache fertig sind.“

„Und außer Geld,“ fuhr der erregte Franzose fort, „besitze ich auch einigen Einfluß. Ich war Bürgermeister in meiner Stadt, und obgleich Geschäftsmann, habe ich doch gefochten und geblutet für mein Land, als die Deutschen Frankreich bekriegten. Die Republik hat mich dekorirt, und unser Gesandter in England kann mir und meiner Nichte den Schutz nicht verweigern, auf welchen alle Kinder Frankreichs ein Recht haben und auf welchen in meinem Fall die dem Lande geleisteten Dienste immer einen Anspruch geben.“

Es blieb keine Zeit, Herrn Duvivier zu erklären, daß in Kriminalfällen die guten Dienste des französischen Gesandten von wenig Bedeutung seien, denn in diesem Augenblick wurde gemeldet, die Herren möchten zu M. Norfolk kommen.

Der Chef des Kriminaldepartements empfing seine Besucher höflich, wenn er auch den Franzosen etwas erstaunt ansah.

Brusel beeilte sich, Aufklärung zu geben und Herrn Duvivier vorzustellen.

Mr. Norfolk, ein gebildeter, vielgereister Mann, sprach geläufig französisch und sagte dem Erbürgermeister von Rouen einige tröstliche Worte.

Dann wandte er sich an Power, dem er zu dessen Erstaunen herzlich die Hand schüttelte.

„Man hat Ihnen sehr Unrecht gethan, Doktor,“ sagte er, „ich habe schon lange von Ihnen gehört.“

Der junge Sergeant erröthete verwirrt.

„Sie werden errathen können, wer mich davon unterrichtet hat. Es war mein Bruder Jack, der sich Ihrer mit vielem Vergnügen erinnert. Er ist ein viel beschäftigter Arzt, dem seine Patienten keine Ruhe lassen, aber er hat die Freundschaft, die er für Sie hegte, nicht vergessen.“

„Ich bin sehr dankbar dafür, daß Ihr Herr Bruder noch immer meiner gedenkt,“ erwiderte Robert Power, „ich hegte große Zuneigung und Achtung zu ihm.“

„Und er seinerseits zu Ihnen, Doktor. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen. Als Brusel gestern zu mir kam, war mein Bruder Jack gerade bei mir. Ich erzählte ihm von der Sache, da ich glaubte, daß er sich Ihrer erinnern werde, und Sie hätten hören müssen, wie er sich äußerte. Er erinnerte sich deutlich des Falles und erklärte, er habe vom ersten Augenblick an kein Wort jener Anklage geglaubt, da er Sie genau kenne. Und dazu kamen noch die Nachrichten von Brusel. Ich ließ mir die Akten über das Verfahren gegen Sie geben und untersuchte mit meinem Bruder Jack die Sache nochmals genau. Dadurch kam ich zu der Ueberzeugung, daß Sie das Opfer einer infamen Verleumdung waren.“

„Ich danke Ihnen für Ihre edelmüthigen Worte,“ sagte Robert bescheiden.

Er empfand eine lebhafte Genuthuung über diesen freundlichen Empfang. Flüchtig hatte er sich erinnert, daß Mr. Norfolk wahrscheinlich ein Verwandter seines alten Freundes sein werde, aber diese unerwartete Wendung hatte ihn ganz überrascht.

„Was die andere Sache betrifft,“ fuhr Mr. Norfolk fort, „so gestehe ich, daß sie mich wirklich interessirt und in Bewunderung setzt. Hier ist zum Beispiel ein Brief, den ich soeben von einem Freund von mir, von Sir John Hunter, erhielt. Er scheint sich für das verhaftete Mädchen sehr zu interessiren und versichert mit großer Bestimmtheit, daß sie an dem Verbrechen unschuldig sei. Sir John ist ein Mann von kühlem Urtheil, dessen Meinungen ich schätze, aber es fehlt an Beweisen. Sie kann unschuldig sein, aber für jetzt ist es unmöglich, sie frei zu lassen. Es hangt auch nicht von mir ab. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Sir John entgegenkomme, so viel ich kann, und zu der Entdeckung des wirklichen Schuldigen mitwirke. Sie Doktor, und Sie, Brusel, sagen, es sei dieser Saint Alban. Gut, wir wollen versuchen, das zu beweisen. Nichts wäre mir angenehmer, als den Zeitungsschreibern damit einen Nasenstüber zu versetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

— Berufswechsel. Herr (zum Stromer): Wie, Sie gehen betteln? Waren Sie nicht früher Geschäftsreisender bei Salomon Hirsch! Stromer: Allerdings. Herr: Wie sind Sie denn aber so tief heruntergekommen? Stromer: Heruntergekommen? Ich bitte Sie! Als armer Reisender bekommt man doch seine zwei Pfennige, als Herr Reisender aber wird man einfach 'nausgeschmissen.

— Empfindlich. — Lieutenant (ruft im Hotel laut): „Kellner! Ein Wiener Schnitzel!!“ Gast (am Nebentisch): „Kellner! Mir auch!“ Lieutenant (unwillig): „Ersuche das Civil, sich nicht auf mich zu berufen!“

Amerikanisch.

Erzählung von Hubert Hold.

„Herr Foster! Bitte, einen Augenblick unter vier Augen.“

„Treten Sie ein!“

Sie waren Beide im Privatcomtoir des Hauses Foster.

„Was wünschen Sie?“ sagte der Chef.

„Ich glaubte, Herr John, unsere Geschäfte seien zum Abschluß gebracht?“

„Gewiß, mein Herr, daß sind sie auch, und wie Sie selbst sagten, zu Ihrer vollsten Zufriedenheit!“

„Und nun der Grund Ihrer Bitte?“

„Ich wollte Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten!“

„Wie?—um die Hand meiner Tochter bitten? Habe ich recht verstanden, junger Mann? Well, die Sache macht mir Spaß. Kommt der jüngste Commis des Hauses Behrends aus Chicago nach London in geheimer Sendung, erfüllt seine Aufgabe, ich muß sagen, nicht ganz ungeschickt, ich spreche ihm meine Zufriedenheit unverhohlen aus, führe ihn, was ich sonst nicht thue, in meine Familie ein, er ißt bei mir, musicirt mit meiner Tochter, fährt am Nachmittag mit uns auf's Land, verabschiedet sich auf Nimmerwiedersehen und steht am anderen Morgen vor mir und bittet um die Hand meiner Tochter. Well, wissen Sie auch, daß meine Tochter drei Millionen Dollars werth ist und Sie, außer keckem Sinn und frischem Gesicht, nichts Ihr eigen nennen? Na, ich verzeihe Ihnen den Scherz. Empfehlen Sie mich Mr. Behrends. Adieu.“

„Ehe ich scheide, gestatten Sie mir noch ein Wort. Würden Sie mir wohl dieselbe Antwort ertheilt haben, wenn nicht der mittellose Commis, würden Sie mir wohl, frage ich noch einmal, dieselbe Antwort ertheilt haben, wenn der Theilhaber des Hauses Behrends, das fünfzehn Millionen Dollars werth ist, die Ehre hätte, vor Ihnen zu stehen?“

„Hm, ja, — nun da würde sich wohl über die Sache sprechen lassen. Meine Tochter hätte übrigens auch ein Wörtchen dabei mitzureden. Indessen, Theilhaber des Hauses sind Sie ja nicht und....“

„Nein, bis jetzt noch nicht, aber ich kann es werden. Wollen Sie mir es schriftlich geben, daß ich der Hand von Fräulein Tochter sicher bin, sobald ich Theilhaber der Firma Behrends bin? Das Wort der Zustimmung von Fräulein Tochter, um das nicht zu vergessen, habe ich bereits. Ich bitte, noch das Eine zu bedenken, von welch' enormem Vortheil für das Geschäft eine Verbindung beider Häuser sein würde. Doch das verstehen Sie besser, denn ich!“

„Gut, sollen's haben, — sind Sie das Eine, sollen Sie auch das Andere werden!“

* * *

.....Herr Behrends! Noch einen Augenblick unter vier Augen. Das Geschäft wäre beendet, meine Sendung vollbracht, jetzt hätte ich noch eine Bitte!“

„Und die wäre? Ah, verstehe — eine Gehaltszulage werden Sie ohnedem erhalten!“

„Nein, nein — ich möchte Theilhaber Ihres Hauses werden!“

„Was? Habe ich recht verstanden? Junger Mann, Sie träumen! Hahaha, der jüngste Commis meines Hauses, der nichts hat als ein wenig Verstand und kühne Berechnung, will Antheil an meinem Hause haben. Mir noch nicht vorgekommen, wahrhaftig nicht!“

„Ehe ich gehe, Herr Behrends, erlauben Sie mir noch eine Frage. Würden Sie dieselbe Antwort ertheilt haben, wenn Derjenige, der es wagt, dieses Anerbieten zu stellen, nicht ein Commis Ihres Hauses wäre, der nichts als das Vertrauen, mit seinen Kräften in der Zukunft nicht ganz unterzugehen, hat — würden Sie wohl, frage ich noch einmal, dieselbe Antwort gegeben haben, wenn Derjenige, der vor Ihnen stände, in der angenehmen Lage wäre, Schwiegersohn des Mr. Foster in London zu sein?“

„Und das sind Sie?“

„Yes, will's meinen, kann es wenigstens werden. Darf ich bitten, das zu lesen!“

„Hahaha, sehr gut! Wenn — wenn —hm, gewagte Spekulation...läßt sich aber hören.... jedenfalls vortheilhaft für's Geschäft.“

„Wollen Sie also, Herr Behrends, meine Bitte erfüllen? Ich wußte es ja, daß es immer Ihr Wunsch war, in nähere Verbindung mit dem Hause Foster zu treten. Mein Advokat, der im Vorzimmer wartet, wird die Sache, wenn's beliebt, gleich regeln!“

„Halt, junger Mann, noch eins: wenn Sie Theilhaber meines Hauses sind, kann nicht wieder so kühn spekulirt — Maß halten!“

* * *

Ein Jahr später fuhr durch die Straßen Londons ein junges Paar in eleganter Equipage: Mr. John u. Frau, der Theilhaber der Firma Behrends & Co. in Chicago.

— Die Muthige. Aber Frau, das ist ja der Mantel, den ich dir nicht zu kaufen wagte, weil er zu theuer war. — Hasenfuß, da siehst du nun, was Courage vermag!

— Ganz egal. Wie, dieses Mittel gegen Gicht gebrauchen Sie gegen Ihre Leibschmerzen? — Aber, ich bitt' Sie, das kann doch dem Mittel egal sein, ob ich's gegen Gicht oder gegen Leibweh gebrauch'!

— Auf dem Heimweg vom Wirthshaus. „Jetzt lieg' ich schon a' Stund' lang da und kein Mensch arretirt mich!.. Is dees a' schlechte Polizei!“

— Das letzte Gedicht. Haben Sie mein letztes Gedicht gelesen? — Ja. — Und, wie gefällt es Ihnen? — Wenn es wirklich Ihr letztes Gedicht ist, so ist es sehr gut.